

Verflixte Festtage

Geschichten für richtig frohe Weihnachten

Ausgewählt von
Kati Hertzsch und Lina Herwig

Diogenes

Mit einer Exklusivgeschichte von Mareike Fallwickl
Nachweis am Schluss des Bandes
Covermotiv: Illustration von Mi-Mi_Fox
Copyright © Mi-Mi_Fox / Shutterstock

Die Nutzung dieses Werks für Text und Data Mining im
Sinne von § 44b UrhG behalten wir uns explizit vor

Originalausgabe

Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten

Copyright © 2024

Diogenes Verlag AG Zürich

www.diogenes.ch

150/24/44/1

ISBN 978 3 257 24769 5

Inhalt

Mareike Fallwickl	<i>Das Weihnachtstheater</i>	9
Daniel Glattauer	<i>Die beliebtesten Weihnachts- krisen und die besten Anlässe für Streit</i>	25
Karl Valentin	<i>Das Weihnachtsgeschenk</i>	33
Katinka Buddenkotte	<i>Die heiligen Rouladen</i>	37
Bernd Giesecking	<i>Der liebe Augustin oder: Mit Gott in der Sauna</i>	57
Jan Weiler	<i>Der Nikolaus war da!</i>	88
Axel Hacke	<i>Ein Abend in der Kneipe, nach Weihnachten</i>	94
Christian Seltmann	<i>Ein Rentier sucht Weihnachten</i>	98
Jürgen Banscheraus	<i>Der gestohlene Weihnachts- baum</i>	104
Yvonne Zitzmann	<i>Der Baum auf dem Dach</i>	109
Seraina Kobler	<i>Ella und die Dame in Rot</i>	118
Janosch	<i>Der alte Mann und der Bär</i>	128
George Tabori	<i>Ein Weihnachtsschmaus</i>	133
Heinrich Böll	<i>Monolog eines Kellners</i>	135

Salomo Friedlaender	<i>Das Weihnachtsfest des alten Schauspielers Nessel- grün</i>	139
Hans Fallada	<i>Fünfzig Mark und ein fröh- liches Weihnachtsfest</i>	142
Christine Brückner	<i>Weihnachten in Frieden</i>	168
Henry David Thoreau	<i>Wintergäste</i>	179
Ingrid Noll	<i>Weihnachten im Schloss- hotel</i>	189
Anna Stothard	<i>Angel</i>	197
Sarah Pines	<i>Kleinere Festlichkeiten</i>	219
Daniela Krien	<i>Das Kind in dir</i>	229
Ildikó von Kürthy	<i>So was von gerührt</i>	245
Axel Hacke	<i>Warum ich Weihnachten trotzdem liebe</i>	250
Joseph Roth	<i>Verschneite Welt</i>	252
Erich Maria Remarque	<i>Ich gehe umher mit meinen Gedanken</i>	254

Nachweis 256

Denn Weihnachten hat so eine Unaufhaltsamkeit im Näherkommen. Bei diesem Fest merkt man's besonders, wie das Tempo der Welt nicht mehr auf es Rücksicht nehmen mag, so ein Fest hat langsam zu kommen, wie damals als man Kind war, da zählte man und wartete und es war trotzdem noch weit, das gehört dazu, dieser langsame Advent, nun rast man im Lebens-Schnellzug darauf zu, hält an keiner Station, und es ist nicht mal sicher, dass man in ›Weihnachten‹ halten wird, drei Minuten vielleicht, – und weiter auf die große Stadt Neujahr zu, wo's endlich ein kleines Aussteigen gibt und Händewaschen.

Rainer Maria Rilke

YVONNE ZITZMANN

Der Baum auf dem Dach

Wenn man bei Dunkelheit über den Bergkamm fuhr, konnte man in der Ferne das Leuchten sehen. Ein großer, gelber Punkt im tiefen Schwarz der Wälder. Das Licht kam von der Spitze des Muppbergs, ein einzelner Berg inmitten des weiten Tals. Auf dem Gipfel des Berges standen die Arnoldhütte und der Prinzregententurm, ein Aussichtsturm, dessen Mauern aus Sandstein waren.

Der Turm und der Berg gehörten ins oberfränkische Bayern, unerreichbar fern für Josef aus Thüringen. Er wusste, was der bei Nacht hell leuchtende Punkt in Wirklichkeit war: eine mit Lichterketten geschmückte Tanne. Manche aus dem Dorf sagten: Das ist eine Provokation gegen unser Land. Als hätten wir hier nichts zu feiern, als gäbe es bei uns nur Trauer und Finsternis.

Tatsächlich war es besonders in der kalten Jahreszeit sehr dunkel in der Gegend. Manches Mal waren sie gewiss auch einsam, denn kein Fremder durfte in das Dorf hinein ohne Grund und ohne einen Passierschein. Aber das mit der Einsamkeit, das hätte Josef niemals zugegeben.

Und während sich die Nacht über die Berge ergoss, flackerte unten im Tal das Licht der Häuser und Straßen. Es war sehr schön hier. Es war sehr still hier.

Bis in manchen Nächten die Sirene heulte. Dann bellten

die Hunde an ihren Ketten, dann schossen bis vor ein paar Jahren die Selbstschussanlagen in alle Richtungen, dann zerfetzten die Minen eine Ruhe, die es nie gegeben zu haben schien, dann strahlten die Flutlichter ihr weißes, giftiges Licht, bis die Soldaten angerannt kamen. Meistens waren es Tiere, die über die Grenze wollten, die wissen wollten, ob das Gras in Bayern besser schmeckte als in Thüringen, manchmal war es auch ein Mensch, der wissen wollte – ja was wollte er eigentlich wissen, fragte sich Josef? Ob es drüben heller war? Ob drüben auf jedem Berg ein geschmückter Baum stand? Josef konnte ihn verstehen und auch wieder nicht, er schloss alle Rollläden, um nicht zu sehen, wen sie abtransportierten, und ob dieser Mensch noch lebte, es könnte ja einer sein, mit dem er befreundet war, dann würden sie ihn auch gleich befragen kommen. So wie damals, als sein bester Freund Wilhelm beim Fußballspielen in den Wiesen erschossen wurde, weil man glaubte, er wäre auf der Flucht. Warum sollte er sich jetzt einen Kopf machen, am nächsten Tag würde er sowieso alles in der Kneipe erfahren.

Je näher man dem Berg kam, umso deutlicher erkannte man den Baum. Er stand oben auf der Plattform des Aussichtsturms, mit Seilen musste man ihn festgebunden haben. Die Plattform kannte Josef noch von früher, als er als Junge mit seinen Freunden auf den Muppberg gestiegen war: im Winter, um zu rodeln, und im Sommer, um über das ungeteilte Land zu schauen.

»Die denken wohl, bei uns gibt's kein Weihnachten.« Jedes Jahr sagte Josef das Gleiche zu seiner Frau. Ihr Haus stand direkt am Grenzzaun. Zwei Soldaten patrouillierten mehrmals am Tag hinter dem Garten vorbei, vor dem

Haus fuhren sie auf der Straße mit ihrem Auto weiter bis zum Wachturm. Es war sehr dunkel im Dorf, nur ein paar Straßenlaternen leuchteten, dazu die Lampen am Grenz-zaun, der Suchscheinwerfer am Wachturm – und drüben der Baum.

»Die wollen uns eine Freude machen«, sagte Marianne. Die – damit waren die Neustädter auf der anderen Seite gemeint. Bis zum Kriegsende war es noch ein gemeinsames großes Dorf gewesen, mit Rathaus, Friedhof und einer kleinen Primarschule. Seit mehr als dreißig Jahren war das Dorf nun geteilt. Auch der Bach war geteilt, und der Friedhof, einige Gräber hatte man umbetten müssen. Da der Friedhof im engsten Sperrkreis lag, war der Besuch nur an zwei Tagen in der Woche möglich und auch dann nur in Begleitung der Grenzer. Es war sehr still im Dorf geworden. Seit mehr als dreißig Jahren war die Stille mit jedem Jahr größer geworden, schien es ihnen. Und seit mehr als dreißig Jahren leuchtete der Baum.

»Die machen sich über uns lustig«, sagte Josef.

»Warum sollten sie das?« Manchmal verstand Marianne nicht, warum ihr Mann so schlecht von den anderen denken musste. »Ich finde es sehr schön, dass sie uns ein Licht zeigen.«

»Wir brauchen kein Licht.«

»Jeder braucht Licht.«

»Wir nicht.«

Das sah Marianne anders. Es war im Dezember 1985 oder 1986, als sie sich vor Josef hinstellte und sagte: »Von drüben erhalten wir seit Ewigkeiten ein Licht, bald ist Weihnachten, ich möchte denen auch was schenken.«

»Die Dunkelheit«, sagte Josef und winkte ab. »Oder ein paar Flüchtlinge. Oder leere Regale.« Er brummte. Was war los mit ihr, hatte sie denn vergessen, dass eine Kontaktaufnahme strengstens verboten war? Manche wurden schon für viel weniger aus ihrem Dorf umgesiedelt, nie wieder hatten sie von denen gehört.

Nein, das hatte Marianne nicht vergessen. Wie könnte sie auch, lebte sie seit drei Jahrzehnten mit ihm in dieser Dunkelheit und Stille an jenem Ort, der Josefs Heimat war. Deshalb gefiel ihr der leuchtende Baum auf dem Berg so sehr.

Sie stellte sich ans Fenster und schaute nach drüben. Es war Mittagszeit, der Baum war noch dunkel.

»Hol einen Baum«, sagte Marianne. »Wir werden auf unserem Haus auch einen Weihnachtsbaum anzünden.«

»Wir haben keinen«, sagte Josef. Und wie sollte er um diese Zeit noch eine Tanne besorgen, es war ein Tag vor Heiligabend, alle Läden waren längst geschlossen.

»Dann nimm unseren Baum.« Mariannes Blick war ernst. So ernst hatte er sie erst einmal erlebt: als sie ihm die Nachricht vom Tod seiner Eltern überbracht hatte. Er wusste, im Schuppen stand die Fichte für Heiligabend, ein krumm gewachsener, lichter Baum aus dem Wäldchen des Nachbarn, mehr ein Besen als ein stattlicher Baum. Aber das war ihm egal.

Josef stemmte seine Hände in die Hüften. Nein, diesen Baum, so mager er auch sein mochte, würde er nicht hergeben für ihre Flausen, für irgendein Zeichen, für die da drüben. Für nichts und niemanden gebe er seinen geliebten Weihnachtsbaum her.

»Dann schlag einen neuen!« Jetzt war es Marianne, die ihre Hände in die Hüften drückte. Entweder er stellte an Weihnachten einen Baum sichtbar für die da drüben auf, oder sie würde weder Kaninchen braten noch die Weihnachtsgans mit Majoran und Beifuß, die er so gern aß.

Unmöglich!, dachte Josef. Die Gans und das Kaninchen hatte er bereits geschlachtet, ihre beiden Söhne mit den Kindern würden kommen, vierzehn Personen würden sie sein, wenn die Nachbarn auch wieder vorbeischauten.

Also ging er in den Garten und sägte einen Teil vom Apfelbaum ab. Er hatte im vergangenen Sommer sowieso kaum noch getragen, seine Mutter hatte ihn als junges Mädchen einst gepflanzt, halb so hoch wie eine Tanne war er, also konnte er für eine Nacht auch eine Tanne sein.

Der große Ast war schwer, Josef schleppte ihn in den Hof bis ins Treppenhaus, zog ihn Stufe für Stufe nach oben auf den Dachboden, von dort weiter bis ans Dachfenster. Er wartete, bis es dunkel wurde. Der Ast passte kaum durch das Fenster, Marianne musste helfen, die Zweige zusammenzuhalten und mitzuschieben.

Kamen die Grenzer vorbei, hockte Josef ganz ruhig zwischen den Ziegeln und vergaß zu atmen, bis sie vorbeigegangen waren. Niemand schaute nach oben.

Kurz vor Mitternacht stand der Baum auf dem Dach. Josef hatte ihn mehrmals mit Draht und einem Seil am Schornstein festgebunden. Er fror, war aber zufrieden. Bereits seit Stunden leuchtete drüben das Licht vom Muppberg.

Marianne stand auf dem Dachboden und reichte ihm durchs Fenster eine bunte Lichterkette. Und rote Kugeln. Und einen Strohstern. Und hölzerne Engel.

»Jetzt reicht's«, flüsterte Josef, denn er wusste nicht, wie weit man ihn hören würde. Unten war alles dunkel und ruhig, auch am Wachturm hinten in den Wiesen war keine Bewegung zu sehen.

Als er wieder unten war, steckte Marianne den Stecker in die Dose. Vom Hof konnte Josef nichts sehen, also trat er auf die Straße und schaute nach oben. Was für ein Leuchten, rote, gelbe, grüne, blaue Lichter! Was für ein ausladender, ungewöhnlicher Baum!

»Danke«, sagte Marianne und schmiegte sich an ihren Mann.

Mitten in der Nacht klingelten zwei Soldaten mit einem Schäferhund an der Tür.

»Auf Ihrem Dach«, sagte der eine Soldat, »auf Ihrem Dach steht ein unerlaubtes Objekt.«

»Das kann nicht sein«, sagte Marianne und rieb sich die Augen. Sie würde doch wissen, was sich auf ihrem Dach befände. Außerdem hatte sie fest geschlafen.

»Kontaktaufnahme zur BRD ist strengstens verboten.« Der Hund bellte, der andere Soldat zog an der Leine.

»Ich nehme keinen Kontakt auf«, sagte Marianne. Sie haben dieses Jahr nur keinen Baum mehr bekommen, also habe ihr Mann einen Teil vom alten Apfelbaum abgesägt und ihn auf das Dach gestellt, damit die Kinder sich freuen würden. Um den Baum im Haus aufzustellen, sei er zu groß und zu vermoost gewesen, auch allerlei Ungeziefer habe in den Astlöchern gewohnt.

»Dann nehmen Sie wenigstens alle Lichter ab«, sagte der andere Soldat. »Wir wollen doch denen nichts von uns geben.«

»Gibt es dazu eine Vorschrift?«, fragte Marianne, sie war jetzt wach.

»Hm.« Die Soldaten zuckten mit den Schultern, der Hund ließ die Ohren hängen.

»Wenn es keine Vorschrift gibt«, sagte Marianne, »dann nehme ich die Lichter auch nicht ab.« Und dann schloss sie die Tür und kroch ins Bett zurück.

Am Vormittag klingelte es erneut.

»Die Lichter müssen weg«, sagte der Soldat mit dem Hund, an seiner Seite war jetzt ein Leutnant, er schwenkte mit einem Blatt Papier. »Vom Dach darf nichts leuchten, so will es die Vorschrift.«

»Ihr mit euren Vorschriften.« Mariannes Stimme bebte. »Aber im Haus darf ich das Licht doch noch anlassen, oder?«

»Versteh ich nicht«, sagte der Soldat, unsicher schaute er zu seinem Genossen.

»Na, weil man das Licht aus unseren Zimmern drüben auch sehen kann«, sagte Josef, er stand jetzt neben ihr, mit ihm an der Seite fühlte sie sich sicherer. »Ist es nun verboten, abends im Haus Licht anzumachen oder nicht?«

Der Leutnant las in seinem Schreiben. Davon wüsste er nichts. Im Gesetz habe nichts gestanden, dass in grenznahen Häusern kein Licht mehr brennen dürfe. Nur auf dem Dach wäre es nicht erlaubt. Auch ein Signal zu geben war verboten, also Morsezeichen und so. Dann tippten sie an ihr steingraues Schiffchen und verabschiedeten sich.

Josef stieg aufs Dach und nahm die Lichterkette ab. Am Grenzzaun sah er die beiden Soldaten stehen, sie schauten noch einmal zu ihm nach oben, der Hund bellte und zerrte

an der Leine. Dann gingen sie weiter zum Wachturm. Drüben ging am Abend wieder das Licht auf dem Berg an, und zum ersten Mal dachte Josef, wie schön es doch aussieht.

Am nächsten Morgen trat er auf den Hof. Was für ein herrlicher Weihnachtsmorgen! Es hatte geschneit, durch das geöffnete Küchenfenster duftete es nach Majoran und Beifuß, Marianne hatte schon vor Stunden den Braten in den Ofen geschoben, die Schallplatte aufgelegt und Geschenke unter die schiefe Fichte gelegt. Bald kämen die Gäste, er merkte, wie ihm die Weihnachtswonnewärme durch den Körper floss.

Dann schaute Josef nach drüben, auf dem Muppberg ragte der Baum empor, um diese Zeit leuchtete er nicht mehr, oder leuchtete er trotzdem, aber man konnte es nicht sehen, weil Tag war?

In ein paar Jahren wäre er Rentner, dann würde er sich aus der Nähe anschauen, was sie dort oben angebunden hatten, dann könnte er endlich rüber, könnte die andere Hälfte vom Dorf sehen, so manchen alten Schulkamerad besuchen, durch die Straßen seiner Kindheit laufen, sich erinnern, träumen ...

Aber für eine Nacht hatten sie es ihnen gezeigt, auch Marianne war zufrieden gewesen und hatte nicht aufgehört zu fragen, ob jemand von den Neustädtern ihr Licht gesehen haben könnte. Wie viele mochten es wohl gewesen sein?

Woher soll ich das wissen?, hatte er geantwortet. Vielleicht schauten die da drüben niemals nach drüben, zu uns hin?

Da war Marianne ganz traurig geworden, und er hatte schnell begonnen, von etwas anderem zu sprechen.

Josef ging weiter durch den Garten bis zum Zaun, der halbe Apfelbaum stakte im Schnee, man konnte noch die frische Schnittstelle am Stamm leuchten sehen. Im Frühjahr würde er einen neuen Baum pflanzen, roter Boskoop, den mochte seine Marianne am liebsten. Er strich über die Rinde. Dann drehte er sich um, schaute zum Schuppen, zum Haus. Wie friedlich alles war. Wie – was war das? Josef kniff die Augen zusammen.

Auf dem Dach seines Hauses wuchs ein Apfelbaum, hoch und wohlgeformt, er trug saftig grüne Blätter und rote, dickbauchige Äpfel. Die Vögel saßen in den Zweigen und sangen, kein aufgeregtes Frühlingschilpen, sondern *Oh, du fröhliche*, ganz genau hörte er es, während im Garten, auf der Straße, im Tal und auf den Bergen der Schnee lag, so hoch, dass er Josef bis zur Brust reichte.

Und am ersten Weihnachtsabend, als im Dorf die ersten Lichter angingen, und die Kirchenglocken langsam verhallten, als sich der Weihnachtszauber über alles legte, und Josef noch einmal in den Hof trat, um die Luft dieses besonderen Abends einzusatmen, ging auf dem Muppberg das Licht an. Doch anders als in den vergangenen 30 Jahren war der Baum nicht mehr in gelbes Licht getaucht, sondern erstrahlte in allen Farben. Weit durch das ganze Tal leuchtete es rot, gelb, blau und grün.

»Marianne!«, rief Josef und rannte ins Haus zurück.

SERAINA KOBLER

Ella und die Dame in Rot

An einem typischen Sonntag im Advent befinden sich am Zürcher Hauptbahnhof Tausende von Menschen, in steter Bewegung. Ihre Schicksale kreuzen sich, wenn sie mit in den Manteltaschen vergrabenen Händen über Bahnsteige hasten, hintereinander die Treppen hochrollen, links gehen, rechts stehen. Sich beinahe berührende Umlaufbahnen, bedeutungslos für das, was danach kommt. Meistens.

Und der Bahnhof selbst, mit seinen reich verzierten Hallen, ist wie das weite, große Herz der Bankenstadt. Jeder kommt, jeder geht. Die Züge, die Menschen, alle. Verschmelzen zu einem steten Pulsieren von Gedanken, Ideen, lauerten Ängsten und Träumen, die den Raum der sechsundzwanzig Meter hohen Halle füllen, wo sie sich für einen kurzen Augenblick begegnen oder auch gänzlich unemerkt bleiben. Aber manchmal auch zu einem ganz neuen Lauf der Dinge führen ...

Müdes Morgenlicht spiegelte sich in der verwaschenen Limmat, ein paar verlorene braune Blätter schwammen auf dem Wasser, ein nasskalter Tag. Und Ella war sich sicher, dass die Bahnhofstraße, die sie gleich überqueren würde, wieder einmal schwarz vor Menschen war. Oder grau. Oder dunkelgrau. Warum gab es eigentlich keine bunten Kleider im Winter? Als hätte der Sommer das alleinige Recht auf

Farben gepachtet. Kaum fegten die ersten Herbststürme übers Land, zogen sich die Menschen zurück und die Straßen wurden dunkel. Dabei liebte Ella den Herbst, der sie nach den aufgekratzten Monaten in die Arme nahm, bei dem sie sich ausruhen konnte. Eingehüllt in Wollschal und weichen Pullover, mit guten Schuhen an den Füßen. Der Herbst, das waren Honigbrote und Kerzenlicht. Und Kürbissuppe im Bauch.

Sie schreckte aus ihren Gedanken hoch, als ein Auto scharf an ihr vorbeifuhr. Tatsächlich hatte sie nicht bemerkt, wie schnell die Ampel wieder auf Rot gesprungen war. Und sie fragte sich, wenn sie als junge Frau von noch nicht einmal zwanzig schon zu langsam war, wie wäre das erst einmal später ... Sie schüttelte die Vorstellung weg, wie die kalten Wassertropfen, die auf die hochgezogene Kapuze ihres Mantels trommelten. Die Uhr über dem Eingangsportaal zeigte, dass ihr noch gut zwanzig Minuten blieben, bis sie Silja am Gleis treffen würde.

Denn das flauschige Herbstgefühl, das sie vor einigen Wochen noch umfassen hatte, war kurz nach Allerseelen erschlagen worden. Von einem penetranten Zimtrausch: Zimtsterne, Zimtkerzen, Zimtbadesalz, Zimttee ... Weihnachten setzte sie unter Druck. Es war derselbe Druck wie, ab Juni »den besten Sommer des Lebens« haben zu müssen. Einfach umgekehrt. Der Kalender in der Küche war so voll, dass ihr Vater die Tage vorsorglich mit Post-its verlängert hatte, natürlich in einer Sonderedition in Form eines Weihnachtssterns. Ella schüttelte sich erneut, als sie die hell erleuchteten Buden des Christkindimarktes sah,

aber vor allem ihren Duft roch: geschmolzener Käse und natürlich – Zimt. Dazu Unmengen von Bling-Bling, das funkelnde Zentrum einer durch und durch verglitzerten Stadt. Am liebsten wäre es Ella gewesen, sie hätte sich verkriechen können, um dann irgendwann mit den Heiligen Drei Königen, besser noch mit den ersten Schneeglöckchen, wieder hervorzukommen.

Sie kramte die Tageskarten hervor, immerhin hatte sie heute etwas anderes vor. Dann kündigte das Glockenspiel auf ihrem Telefon eine neue Nachricht an. Silja, sie wollte bestimmt wissen, in welchem Wagen sie sich treffen sollten. Doch nach einem Blick auf den Bildschirm krochen Tränen der Wut in ihr hoch.

Ein bisschen Haarlack noch, dann ist es perfekt. Margrit drehte sich ein wenig zur Seite und blickte in den Spiegel, den die Friseurin hinter ihrem Kopf hochhielt, damit sie die ganze feuerrote Pracht ihrer sonst schneeweißen Haare bewundern konnte. Wobei Feuerrot traf es nicht genau, denn sie hatte sich, nach reiflicher Überlegung und über den Ordner mit Mustern gebeugt, für die 824 entschieden. Kaschmirrot, der lange Wollrock unter dem knisternden Schutzumhang hatte den Ausschlag gegeben, schon tags zuvor in einem Geschäft im Untergeschoss erstanden. Wo beinahe zu allen Tages- und Nachtzeiten irgendwelche Menschen auf den Bänken saßen, sich von der Flughafenmusik berieseln ließen, irgendetwas zum Mitnehmen in sich hineinstopften und warteten. Worauf auch immer.

Doch Margrit wollte nicht mehr warten. Sie steckte das kleine Hütchen seitlich fest, bezahlte und griff nach dem

geliebten Regenschirm mit dem markanten Schwanengriff und den vielen bunten Punkten, als würde es unter ihm immer nur Farben regnen. Und doch ließ sich nicht leugnen, dass sie sich dieser Tage fühlte, als würde ein riesiges Löschpapier alle Farben aus ihr herausaugen, egal, was sie dagegen unternahm. Ein feines Netz von Fältchen umspannt ihre Augen, so wie sie kommen, wenn das Gesicht auch dann, wenn niemand hinschaut, immer mehr nach oben geht, zu den Gedanken, zum Himmel, zur Hoffnung, die sich immer wieder neu formiert. Außer in den Tagen vor Weihnachten. Deshalb hatte sie begonnen, ziellos am Hauptbahnhof herumzustreifen, stellte sich neben den Swarovski-Weihnachtsbaum und beobachtete die Kleinkinder, die Frauen, die Männer, die Heranwachsenden, die sich verlegen anblinzelten, Mütter, die ihre Kinder an den Armen zogen, und Väter, die nicht als solche zu erkennen waren, weil im Stehschritt auf dem Weg ins Büro ... Margrit beobachtete sie und dachte sich Geschichten aus, wer sie sein könnten. In der Hoffnung, dass sie davon bis zum Abend müde genug wurde, um schlafen zu können.

Ein Band von gestressten Pendlermenschen schob sich in Richtung der Gleise. Erst weiter oben, unter den Ochsenfenstern, die zum Fluss und zum Zürichberg schauten, entspannten sich auch Menschen mit einem Becher Glühwein in der Hand unter einer imposanten Lichtinstallation, die wie ein gigantischer Kronleuchter an der Hallendecke hing. Denn der Bahnhof war auch der kleinste gemeinsame Nenner, um sich zu treffen. Auf dem größten, öffentlichen Platz des Landes unter einem Dach, von dessen monumentaler Leere aber gerade nicht viel zu spüren war.

Margrits Blick blieb an einem Mann hängen, er war gerade kurz über dem, was man das »beste Alter« nennt, aber noch immer viel jünger als sie selbst. Zu einem braunen Cordanzug trug er einen Mantel, passende braune Lederhandschuhe. Und Margrit beschloss, ihn George zu nennen. Vielleicht wegen seines melancholischen Blicks, mit dem er die Ereignisse des Jahres aneinanderreihen wollte wie die funkelnden Lichter von Lucy, die sich die Bahnhofstraße hinunter ergossen. Doch stolperte er mit jedem Jahr mehr. Weil ihm immer klarer wurde, was alles in seinem Leben nicht mehr eintreffen würde. Da konnte auch der perfekt geschnittene Anzug nichts daran ändern, wenngleich ihm die äußere Form zumindest ein wenig inneren Halt verlieh. Vielleicht hatte er vor einigen Monaten seine Stelle verloren, wie der Theaterdirektor, dem ein Skandal zum Verhängnis wurde. Vielleicht hatte ihn dann auch noch sein Partner verlassen, und seither ging er dennoch jeden Tag aus dem Haus und setzte sich ins Federal, das Odeon der Eisenbahnler, wo er ein alkoholfreies Bier bestellte und hoffte, nicht aufzufallen.

Sie ließ ihren Blick weiter durch die Halle schweifen, da entdeckte sie eine Frau. In der Hand eine Tüte mit dem Aufdruck der Bahnhofsapotheke, steuerte sie die Rolltreppe in die unterirdischen Geschosse an. Margrit taufte sie Josie, und obwohl man es ihr nicht ansah, war sie sicher, dass Josie einen Sohn und eine Tochter hatte, die bereits fast erwachsen waren. Josie liebte es, draußen zu übernachten, den Geruch von Sonne auf der Haut, Räucherstäbchen und das Windspiel vor ihrem Fenster, das sie an die letzten Thailandreise erinnerte. Seit der Trennung arbeitete sie bei

einer Versicherung, dort hatte sie auch ihren neuen Freund kennengelernt. Er war Fotograf und machte für die Marketingabteilung eine Kampagne, ein Naturbursche, immer so angezogen, als wäre er allzeit bereit, das Matterhorn zu besteigen. Das gefiel Josie. Und doch würde es eine sehr spezielle Weihnachtsfeier werden, wenn sie gleich den zweiten, pinken Strich auf dem Test sah, den sie auf der öffentlichen Toilette machen würde. Margrit wünschte ihr Glück und fragte sich, was wohl die Tochter sagen würde, die vielleicht genauso aussah, wie die junge Frau mit der hochgezogenen Kapuze, die an ihr vorbeiging und nicht wirkte, als könne sie dem Glühweindunst, der ihr entgegenwehte, etwas abgewinnen.

Ella-Bella, warum machst du so ein Gesicht?, hörte sie ihre Mutter plötzlich sagen. Und sie würde ihr erklären, dass sie wieder einmal versetzt worden war. Woraufhin ihre Mutter wiederholen würde, was sie ihr schon in der ersten Klasse gesagt hatte, dass sie sich doch nicht nur auf die eine Freundin konzentrieren solle. Die Welt ist groß und frei. Dann würde sie ihr sanft über die Haare streichen. Ella vermisste sie plötzlich schrecklich, noch immer. Immer wieder. Ihr Ärger fiel in sich zusammen, und sie begann innerlich, Silja zu verteidigen. Man musste sie nehmen wie das Wetter. Nicht zu beeinflussen, aber wenn die Sonne schien, dann war es schön. Na ja, und heute war halt Sturm. Das würde sie wenigstens von der Pflicht entheben, ihrer besten Freundin das perfekte Weihnachtsgeschenk machen zu müssen, das sie implizit immer erwartete.

Es musste aus der genau richtigen Mischung bestehen,

genug Geld ausgeben, aber trotzdem eine persönliche Note haben. Zudem sollte es auf etwas verweisen, einen geheimen Zusammenhang, den nur sie beide verstehen würden. In dem Ella zum Ausdruck brachte, wie gut sie beobachtete, wie sie einen Mangel in Siljas Leben noch vor ihr selbst erkannte und mit dem Geschenk die entsprechende Lücke füllte. Also alles in allem zusammengefasst: die Quadratur des Kreises – unmöglich. Darum hatte sie sich für einmal mit der Reise in den Süden etwas anderes ausgedacht. Aus der jetzt also nichts werden würde. So war das nun mal.

Sie schlenderte zurück, durch den Weihnachtsmarkt, weil ihr schlicht nichts Besseres einfiel. Unter »L'ange protecteur«, dem tintenblauen Engel von Niki de Saint Phalle, wünschte sie sich, eines Tages ebenso sehr mit sich im Reinen zu sein, wie das die Nana symbolisieren sollte, mit ihren runden, fröhlichen Formen, die ihr nicht das Geringste auszumachen schienen ...

Margrit hatte sich beim Treffpunkt an das Geländer gelehnt und ruhte die müden Beine aus. Sie fühlte, wie das Löschpapier sie wieder aufzusaugen begann. Und wenn der ganze Adventszirkus dann vorbei war? Dann würde diese seltsame Phase zwischen den Jahren beginnen, die Zeit würde verschwimmen, und sie würde sich immer wieder fragen, welcher Tag denn heute sei. Natürlich hatte sie sich dies und das vorgenommen, aber am Ende spazierte sie meistens in der Stadt umher, ging die Möwen am Bürkliplatz füttern. Auch wenn sie wieder ins Leben gefunden hatte im Laufe des Jahres, vor allem im Sommer, wenn sie sich früh morgens schon auf die Holzplanken des Flussbades

gelegt hatte, wo die Zeit über sie hinwegströmte wie warmer Sonnenschein. Doch zuerst musste sie die kommenden Wochen überstehen, wenn die Lücke unaussprechlich und größer wurde. Sie fast zerriss, auch nach all den Jahren noch. Etwas Schlimmeres kann einem nicht passieren, als am Grab seines Kindes zu stehen, hatte eine Freundin einmal gesagt, kurz nach Elodies Tod.

Margrit hatte darüber nachgedacht, es gab keine Skala des Leidens. Und wenn, dann wollte sie ganz bestimmt als Allerletzte da zuoberst sitzen. Noch immer bewegte sich die Trauer durch ihren Körper, noch immer besetzte sie ihn, war nicht nur Teil ihrer Gedanken, sondern auch ihrer Haut, ihrer Haare und ihrer Zellen geworden. Hatte dort ein Zuhause gefunden. Und irgendwann hatte Margrit gelernt, eine andere Art von Glück zu finden. Nicht an Erwartungen geknüpft, nicht in den großen Bögen, sie hatte keinen Anspruch mehr auf ein glückliches Leben.

Aber auf diese winzigen lichten Augenblicke, wenn die untergehende Sonne in den Fenstern der Stadt glitzerte. Wenn die zusammenstehenden Möwen auf den Geländern am Schiffssteg plötzlich aufstoben und über ihren Kopf hinwegsegelten. Und sie die Luft fühlte, die ihre Flügel durchschnitten. Sie konnte zwar den Lauf der Dinge nicht verändern, nicht jenen schicksalhaften Tag der Diagnose, in diesem türkisgrünen Raum mit der Nummer 17. Es war nicht möglich, zu dem richtigen Moment zurückzukehren und die erste verhängnisvolle Teilung ungeschehen zu machen.

Doch sie hatte gelernt, sich auf dem Zeitstrahl davor zu bewegen, in jenen kostbaren Jahren, jede Stunde, jede Se-

kunde ein Diamant, die sie zusammen verbrachten. Das war nicht einfach, aber über die Jahrzehnte war es ihr immer besser gelungen. Sie zeichnete die Realität weich, wie die Farbwolken in ihrem Skizzenbuch, die unter den Spänen entstanden, wenn sie die Buntstifte darüber spitzte und dann mit einem Taschentuch kreisförmig verwischte. Eine Welt, in der sie Elodie jederzeit treffen konnte, als sie noch klein war und mit geringelten Strümpfen und erwartungsvoll blitzenden Augen morgens durch das Wohnzimmer tippelte, zum Adventskalender. Oder zu warmem Kakao und Salamibrot auf dem Uetliberg, wenn der erste Schnee oben gefallen war, aber unten in der Stadt noch nicht. Schneeengel und eiskalte Fingerspitzen. Und so tat sie das bis heute wieder und wieder. Die Vergangenheit heraufbeschwören, in dem sie eine bestimmte Situation und Gewohnheiten nachstellte, bis diese ein sanftes Déjà-vu heraufbeschwor. Aber jetzt eben: Weihnachten. Da funktionierte die Magie nicht, nicht immer, sie bekam Risse.

Ella starrte auf den Sekundenzeiger der großen Bahnhofsuhr am Treffpunkt. Seltsam dachte sie, so allein am Treffpunkt zu stehen, ganz ohne Verabredung. Die Sekunden gingen langsam, die Minuten schnell. Dazwischen mischten sich Buchstaben mit den Abfahrtszeiten neu, auf der wahrscheinlich wichtigsten Tafel ein paar Meter weiter. Da erschienen auf einmal zwei mit Sehnsucht beladene Worte: Milano Centrale. Und beinahe im selben Moment bemerkte Ella, dass die Dame mit dem roten Hütchen neben den Automaten ihrem Blick gefolgt war. Ein Lächeln spielte mit dem feinen Netz um ihre Augen. Und da ging

Ella, einem Gefühl folgend, auf sie zu und dachte dabei an dickflüssigen Espresso und an Spremuta. Sie stellte sich vor, dass die Dame in Rot ihn mit zwei Stück Zucker trinken würde. Wie die helle Fassade des Mailänder Doms sie blenden würde und sie sich vielleicht sogar unterwegs Sonnenbrillen besorgen müssten. Immer mutiger werdend, kramte Ella die zweite Tageskarte aus ihrer Tasche – und dann fragte sie einfach.